



Die Hände des Maestros

João Carlos Martins ist einer der größten Pianisten Südamerikas, als sein Albtraum beginnt. Eine Nervenstörung, dann ein Unfall, ein Überfall, und Martins verliert die Kraft in seinen Fingern. 20 Jahre lang gibt er kein Konzert am Klavier mehr. Bis ein Fremder ihm das Geschenk seines Lebens macht

Von Marvin Ku, GEO, 06.04.2022

Der Traum, der den alten Mann seit 20 Jahren verfolgt, beginnt jedes Mal anders, doch endet stets gleich. Er sitzt wieder am Flügel, auf einer der Bühnen, die er einst eroberte. Er spielt in der Carnegie Hall in New York oder im Barbican Centre in London. Er spielt Bach, Chopin oder Rachmaninow. Er spielt perfekt. Bis die Musik verstummt. Seine Hände! Die Finger klappen zusammen wie eine Mausefalle, ballen sich gegen seinen Willen zur Faust und erstarren.

Vor diesem Moment, sagt João Carlos Martins, habe er Angst.

Er ruht auf einer schwarzen Liege, die wie eine Welle geformt ist. Das weiße, schulterlange Haar fällt über ein Nackenpolster. Schummriges Licht beleuchtet seine Garderobe im Teatro do Sesi in São Paulo. Vor der Tür üben Geiger ihre Passagen, der Inspizient eilt durch den Korridor und ruft letzte Befehle. In der Ecke zeigt ein Bildschirm die verlassenen Instrumente eines Orchesters, darunter Datum und Zeit: JUN 24 2021, 18:25 Uhr. Noch zwei Stunden.

Wie vor jedem Konzert schläft Martins bis kurz vor seinem Auftritt. Wie vor jedem Konzert fürchtet er, dass im Schlaf seine Hände wieder versagen. Alle paar Wochen kehrt der Traum zurück, seit fast 20 Jahren. Damals eröffneten ihm der Handchirurg Dr. Ronaldo Azze und sein Team, was er nicht hören wollte. Seine Hände, sagten sie, hätten ihre Grenzen erreicht. Die linke habe eine starke



Bewegungsstörung entwickelt. Die Nervenschäden an der rechten: irreparabel. Er könne nie wieder professionell Klavier spielen.

"Ich wünschte, ich hätte einen besseren Regisseur für meine Träume", sagt Martins. Er lächelt dabei, aber sein Blick ist traurig. Dann schließt er die Augen und faltet die Hände auf dem Bauch. Er atmet tief ein, hält die Luft kurz in seiner Lunge, atmet wieder aus. Ein und aus, ein und aus.

In den 81 Jahren, die João Carlos Martins bereits auf dieser Welt ist, hat er fünf Mal geheiratet, ließ sich vier Mal scheiden, aber die tragische Liebe seines Lebens sind seine Hände. Sie machten ihn zu einem Wunderkind der Klaviermusik und zu einem Rätsel für die Medizin. Diese Hände erspielten ihm den Ruf, einer der spannendsten Bach-Interpreten der Welt zu sein, und verhinderten, dass er es blieb. Diese Hände führten ihn in Philharmonien und Krankenhäuser, trieben ihn fast dazu, sich umzubringen, und zogen ihn dann doch wieder zurück ins Leben.

Martins' Hände liegen nun auf zwei Drehstühlen, rechts und links, weil die Liege keine Armlehnen hat. Seit zwei Jahren verstecken sie sich Tag und Nacht in ein paar schwarzen Handschuhen. Mit Plastikplatten auf dem Handrücken, mit Schrauben und Nieten. Über jedem Finger eine schmale Schiene aus Kunststoff, nur der Daumen bleibt frei. Sie passen eher zu einem Kampfsportler als zu einem Musiker.

Die Handschuhe sind der Grund, weshalb Martins an diesem Abend nicht nur dirigiert, wie er es jahrelang getan hat, sondern vielleicht auch Klavier spielt. Weshalb er überhaupt wieder spielt. Während Martins in seiner Kabine schnarcht, schlendert der Mann, der die Handschuhe erfand, durch die Empfangshalle und wartet darauf, seinen Freund am Flügel zu sehen. Sein Geschenk hat das Leben des alten Mannes verändert, macht es möglich, dass der Musiker zwei Stockwerke weiter unten seinen Albtraum nicht mehr ganz so sehr fürchtet. Und mit einem Lächeln einschläft.

Kapitel I: Der Pianist

Immer morgens, wenn es noch still ist in dieser Stadt voller knatternder Motoren, um 5:30 Uhr, schlägt João Carlos Martins die Zeitung auf und schaut nach,



ob er noch lebt. Er sitzt in seinem Esszimmer, blättert in der "Folha de S. Paulo" direkt zu den Traueranzeigen. Er liest nach, wer gestorben ist (heute etwa ein Biologe der Universität Brasília), wie alt die Person wurde (69 Jahre) und was die Todesursache war (Covid-19). Jeden Tag mache er das. "Wenn ich meinen Namen nicht lese, freue ich mich und frühstücke zwei Spiegeleier." Er sagt, er wisse nicht, seit wann oder wieso er diesen Tick hat, vielleicht sei es auch ein bisschen Stolz, dass er immer noch da ist.

Martins wohnt im elften Stock eines Hochhauses im Stadtteil Jardins. In Leder-Loafers schlurft er ins große Wohnzimmer. Ein weißer Malteser trippelt ihm hinterher, Sebastian, mehr Wolke als Hund. Die ganze Wohnung ist Musik. An den Wänden hängen Gemälde der Carnegie Hall und des Lincoln Center. In den Regalen: Auszeichnungen, Trophäen, Fotos seiner Hände. Darunter grinst sein jüngeres Ich auf Schallplattencovern. Alles wirkt wie ein Denkmal, das daran erinnert: Es gab diese Zeit tatsächlich.

Der Grundriss des Raumes gleicht einem riesigen Konzertflügel, mit einer geraden Seite und einer Ausbuchtung; die pechschwarze Zimmerdecke stellt den Deckel dar. Eine Idee von Martins. Das Original steht darunter: ein Flügel von Petrof. Statt sich auf den Hocker zu setzen, geht Martins rechts vorbei, zu einem Digitalpiano, X-Beine-Ständer, Modell Yamaha P-105. Das Kabel steckt nicht drin, aber Martins schaltet es sowieso nie ein. Es geht ihm nicht um den Klang, sagt er.

Er streift die Handschuhe ab, rückt den Stuhl heran und legt die Hände auf die Klaviatur. Sie sind das Produkt zahlreicher Operationen. Eingefallen sehen sie aus, gräulich, knochig, anders als Martins, der kräftig wirkt und jünger, als er ist. Wie vertrocknete Äste an einem gesunden Baum.

Zuerst die Fingerübungen. Er zieht beide Zeigefinger nach oben. Sein Gesicht verzerrt sich, als hebe er Hanteln. Dann klatschen die Finger auf die Tasten. Pause. Atmen. Die Mittelfinger. Pause. Ringfinger. Pause. Schmerzen. Atmen. "Früher konnte ich 21 Tasten in der Sekunde anschlagen", sagt Martins. "Heute drücke ich eine



Taste in 21 Sekunden." Er lacht und schaut abwartend, den Witz hat er schon häufiger gemacht.

Jeden Morgen sitzt er hier und prüft, ob sich etwas gebessert hat. Es ist nicht so, dass er gar nichts mehr kann. Er spielt eine Partita von Bach an. Statt der aufsteigenden Melodie, der Triller hört man nur das Klack-Klack-Klack geschundener Finger auf leblosen Plastiktasten. Die Musik hat Martins noch im Kopf, die Noten, das Gefühl, die Energie. Nur zeigen kann er es nicht. Die Linke drückt stumme Akkorde, die Rechte wankt wie eine betrunkene Spinne über die Tasten. Mal eingerollt wie eine Kralle, mal ausgestreckt wie bei einem Krampf. Sein Kopf zittert im Spiel, das wacklige Keyboard zittert mit ihm. Weiß Gott, wie viele falsche Noten er spiele, sagt er, vielleicht zehn pro Seite, deshalb sei auch der Ton aus, immer. "Ich habe nicht den Mut, es mir anzuhören."

Hätte sein Vater vor gut 100 Jahren keinen Unfall gehabt, säße João Carlos Martins heute vielleicht nicht am Klavier. José Martins, erst zehn Jahre alt, arbeitete damals in einer Druckerei und träumte davon, Piano zu spielen. Vor seiner ersten Unterrichtsstunde aber verliert José den kleinen Finger in einer Presse, und sein Traum platzt. Doch sein Sohn João Carlos kann Jahre später den Traum verwirklichen. Er ist sieben, als der Vater ihm ein Klavier kauft.

Sie nennen ihn "prodígio": Wunderkind.

1949: Mit neun gewinnt er den Wettbewerb der Bach-Gesellschaft in São Paulo. Zeitungen berichten, Konzerte folgen. Einmal sitzt Alfred Cortot im Publikum, ein bedeutender Pianist. Er sagt Martins eine große Zukunft voraus.

1961: Mit 20 spielt er das erste Mal in den USA, Washington D. C. Weitere Auftritte, Musikfestivals. Die ehemalige First Lady Eleanor Roosevelt sieht ihn. Sie sorgt dafür, dass er in die Carnegie Hall kommt.

Mit 21 ist Martins so gut in Form wie nie zuvor. Nach seinem Debüt in der Carnegie Hall lobt die "New York Times" seine Kraft, die Präzision, den Ton und eine Technik, die ein "Feuerwerk in alle Richtungen sendet". Das verwöhnte New Yorker



Publikum bestaunt den jungen, ehrgeizigen Pianisten. Martins aber bemerkt beim Spielen, dass etwas mit seiner rechten Hand nicht stimmt. Der vierte und der fünfte Finger gehorchen ihm nicht richtig.

Martins tourt bald durch Europa. Er nimmt das gesamte "Wohltemperierte Klavier" von Bach auf. Nach der Arbeit badet er seine Hände eine Stunde in warmem Wasser. Er findet heraus: Wenn er gut schläft, sind die Probleme zeitweise weg. Zwei, drei Stunden kann er spielen, was er will. Dann kehrt die Störung zurück.

"Ich fing an, mein Gehirn auszutricksen. Ich reiste fünf Stunden vor dem Konzert an und schlief in der Garderobe. 15 Minuten vor dem Auftritt weckten sie mich, und ich spielte genauso gut wie morgens zu Hause."

Martins fragt mehrere Ärzte in New York. Sie sind ratlos, vermuten ein psychisches Problem. In den Sechzigern existiert noch kein Name für das, was Jahrzehnte später bei ihm diagnostiziert wird: eine spezielle Form der fokalen Dystonie, eine neurologische Bewegungsstörung. Bei Martins heißt das: Auf einmal bewegen sich seine Finger von allein, als würde ein Marionettenspieler die Fäden ziehen.

Die Störung verursacht meist keinen Schmerz, und es ist unvorhersehbar, ob und wie sie sich verschlimmert. Manchmal ist es nur ein Finger, manchmal sind es mehrere. Sie können sich einrollen oder ausgestreckt versteifen. Auch Robert Schumann soll daran gelitten haben. Bis heute kennt niemand die Ursache. Sicher ist nur, dass bei Instrumentalisten das stundenlange Üben, Tag für Tag über Jahre, mit der Störung zusammenhängt. Heilung gibt es nicht.

"Caramba!", ruft João Carlos Martins. Er fläzt sich zu Hause in São Paulo in einem Sessel und starrt auf den Fernseher. Die Europameisterschaft. Deutschland gegen Ungarn, Kai Havertz köpft gerade zum Ausgleich, 1:1. Martins ist ein glühender Fußballfan. Als seine Beine noch rennen konnten, spielte er fast jedes Wochenende als Rechtsaußen, erzählt er. Martins plaudert gern, ohne zu plappern. Er ist mit Pelé befreundet, auf seinem Flügel liegt der rot-grüne Schal seines Lieblingsvereins Portuguesa.



Ein Wunder, dass er den Fußball nicht hasst, nach allem, was geschehen ist.

Er lebt damals, 1965, in New York, in der Nähe des Central Park. Jeden Samstag spielt er mit Freunden aus Lateinamerika Fußball. An einem Tag trainiert dort zufällig auch das Team von Portuguesa, schon damals sein Lieblingsclub. Der 25-jährige Martins läuft sofort zu den Fußballern, sie laden ihn ein, mitzuspielen. "Ein Kerl passte mir zu. Ich hatte die Chance, ein Tor zu schießen, also rannte ich. Auf dem Platz gab es kein Gras, nur Erde und Dreck. Ich stolperte. Der Stein, auf den ich fiel, hatte die Form einer Klinge. Er bohrte sich in meinen rechten Ellenbogen. Da war viel Blut. Ein unglaublicher Schmerz. Aber das Erste, woran ich dachte, war: Das wird sich auf mein Klavierspiel auswirken."

Anfangs habe Martins keine Veränderung bemerkt. "Einen Monat nach dem Unfall habe ich sogar noch ein Konzert gegeben!" Dann verliert er das Gefühl in drei Fingern. Tag für Tag schwinden mehr Muskeln des Unterarms.

Wieder die rechte Hand.

Der Stein hat den Ellenerv, Nervus ulnaris, beschädigt, der unter anderem für das Spreizen und Schließen der Finger verantwortlich ist. Einige Muskeln sind atrophiert. Sie operieren ihn im New York University Hospital.

Martins zieht den Ärmel hoch und zeigt die Narbe: ein blasser Strich, so lang wie ein kleiner Finger.

Durch Physiotherapie baut Martins die meisten Muskeln wieder auf. Metallspangen an den Gliedern sollen die Finger stabilisieren. Er ist wieder besser in Form. Aber ihn quält dieser eine Gedanke: Was, wenn es wieder schlimmer wird?

Vier Jahre später, 1969, gibt er ein Konzert im Lincoln Center, New York. Martins ist 28. Der Saal ist ausverkauft, das Publikum begeistert. Bis auf einen Kritiker. "Er schrieb, ich spielte unkonzentriert, erratisch. Ich sei mit den Gedanken woanders. Und ich dachte: Er hat recht. Das ganze Konzert kümmerte ich mich um die Probleme meiner Hand. Nicht um die Musik."



Martins sagt alle Konzerte ab. Er verkriecht sich in seiner Wohnung. Er schaut fern, kann nicht schlafen. Manchmal spielt er etwas auf dem Klavier, aber es klingt nicht so, wie er will. Zwei Finger klappen zu, ohne dass er sie schließen will. Und nicht nur die Rechte macht nun Probleme: Neben dem beschädigten Nerv breitet sich offenbar die vor Jahren diagnostizierte Bewegungsstörung auch in der linken Hand aus. Der linke Ringfinger ist wie gelähmt.

An einem Abend lässt Martins sich ein Bad ein und rasiert sich vor dem Spiegel. Er habe sich nicht mehr wie ein Botschafter der Musik gefühlt, vielleicht auch nicht mehr als richtiger Musiker; was ist ein Pianist, wenn er seine Hände nicht richtig benutzen kann, habe er gedacht. In diesem Moment, sagt Martins, habe er die Rasierklinge betrachtet. "Ich konnte nicht mehr. Ich wollte mich in die Badewanne legen und es beenden. Ich wollte nicht mehr leben."

Dann schrillt das Telefon.

"Es klingelte sicher vier Minuten, ring, ring, ring. Nicht wie heute, wenn es nach zehn Mal automatisch aufhört. Ich ging nicht ran. Das war's, sagte ich mir. Ich sah zur Rasierklinge und dann zum Telefon. 'Aber vielleicht ist etwas mit meinem Sohn?' Ich hob ab. Es war mein alter Klavierlehrer."

Der Lehrer weiß von den Problemen seines ehemaligen Schülers, der Sorge um die rechte Hand. Er sagt, er könne sich vorstellen, was jetzt in Martins vorgehe. Aber es gebe doch auch Stücke nur für die Linke, Bach-Arrangements, das Konzert von Ravel; er solle nach vorn schauen. Ob er es nicht wenigstens versuchen wolle? Nach 30 Minuten legt Martins auf und geht zurück ins Bad. Er hält eine Hand in die Wanne. Das Wasser ist kalt. "Vielleicht war das ein Zeichen?", sagt er.

Martins zieht zurück nach Brasilien. Die Musik meidet er wie eine Droge, die ihn vom Entzug ablenkt, seine beiden Pianos hat er verkauft. Er arbeitet in einer Bank, dann an der Börse und sponsert einen Boxer. Jahrelang rührt er kein Klavier an. Gleichzeitig fehlt ihm die Bühne. Die Anerkennung, wenn er dem Publikum etwas zeigt, das nicht in den Noten steht: seine eigene Interpretation eines Meisterstücks.



"Du musst den Mut haben, dem Publikum deine Meinung zu sagen. Und das Publikum hat das Recht, dem zuzustimmen oder es abzulehnen."

Was Martins mit "Meinung" meint, hört man auf Apple Music. Er hat sich tief in die Polster seiner Couch im Wohnzimmer gedrückt und tippt und wischt auf seinem Smartphone herum. "Hör dir das an", sagt er und hebt den Zeigefinger. Aus der Stereoanlage dröhnt Bach, ein Präludium, eine Partita, die "Englischen Suiten". Sein Bach klingt wie Chopin, er ist nicht zivilisiert, wie der vieler Kollegen, sondern feurig, romantisch, kontrovers; Martins nennt es den "Bach der Tropen." Mit geschlossenen Augen streicheln seine Hände mal das Nichts, mal sticht er in die Luft wie mit einem Florett. Als eine zarte Melodie ertönt, die Aria der "Goldberg-Variationen", flüstert Martins: "Mit jeder Note ein bisschen mehr", während die Musik lauter wird, spricht auch der Musiker lauter, "mehr, MEHR! Es geht weiter, der Golden Point, wir kommen näher!" Der Klang wird größer und größer, wie ein Kind, das zum Erwachsenen heranwächst, dessen Größe man erst begreift, wenn man auf den Anfang zurückblickt. Am Ende fragt Martins, "nicht schlecht, oder?", und grinst. "Ein Kritiker schrieb mal: Ich widerspreche dem Künstler zutiefst. Aber ich könnte ihm die ganze Nacht zuhören."

Die Suche nach dem einzigartigen Ausdruck treibt Martins wieder ans Klavier. Auch nach einem weiteren Rückschlag in den Achtzigern. Durch Physiotherapie und Behandlungen kommt er wieder besser in Form, er übt und nimmt erneut Musik auf, immer mit Unterbrechungen von Wochen, manchmal Monaten.

Es ist das Jahr 1995, er ist 54 Jahre alt. Im Bulgaria-Saal in Sofia spielt er Werke von Bach ein, immer morgens. Die linke Hand ist stark, aber nach jeder Aufnahme schmerzt sein rechtes Handgelenk. Er ignoriert es. Martins will das Gesamtwerk schaffen, Bach in die Welt tragen, "meine Lebensmission", sagt er. Mehr als die Hälfte hat er schon, er ist auf einem guten Weg. Bis zu diesem Abend in Sofia, am 25. Mai.



"Es war gegen 22:30 Uhr. Ich ging zurück zum Hotel. Es war kalt, und es regnete. Niemand war auf der Straße. Außer diese beiden Männer. Sie kamen auf mich zu. Einem konnte ich noch in den Schritt treten, der andere schlug mir mit einer Eisenstange auf dem Kopf. Es war wie in diesen Cartoons, wo man Sterne sieht. Das alles dauerte keine halbe Minute. Dann wurde ich ohnmächtig. Sie raubten mir Pass und Geld. Fast zwei Stunden lag ich auf der Straße."

Martins wird nach Miami geflogen und im Jackson Memorial Hospital behandelt. Der behandelnde Arzt, Dr. Bernard Brucker, sagt, der Schlag habe ein Hämatom im Gehirn verursacht, die rechte Seite seines Körpers sei paralytisiert. Er wendet eine selbst entwickelte Technik an, eine spezielle Form der Biofeedback-Methode. Gesunde Zellen im Gehirn sollen lernen, die Aufgabe der beschädigten Zellen zu übernehmen. Der Arzt will den ganzen rechten Arm behandeln, sich von der Schulter langsam zur Hand arbeiten. Aber Martins lehnt ab. Er überredet den Arzt, sich auf die Hand zu fokussieren, er gebe bald ein Konzert in der Carnegie Hall. Martins lacht und beißt sich auf die Lippen, wenn er das heute erzählt. "Tja, das war mein Fehler."

Die Behandlung schlägt an. "Die Hand wurde besser. Der Rest nicht wirklich." Er zieht das rechte Bein nach, kann sein Essen nicht schneiden, eine Tasse Kaffee nur mit Hilfe der linken Hand greifen. Doch er gibt wieder Konzerte, drei Jahre lang. Mit jedem Auftritt strapaziert er seine Hand mehr. Das rechte Handgelenk schmerzt, bis es unerträglich wird. Martins macht keine Musik mehr, er macht Kompromisse.

Das Barbican Centre, London, 25. Juni 1998. Es ist Martins' 58. Geburtstag, der Saal ist ausverkauft. Martins sagt, an diesem Tag habe er sich so einsam gefühlt wie noch nie in seinem Leben. "Niemand wusste, dass dieser Abend das Ende bedeutete."

Die Schmerzen sind mittlerweile so stark, dass sich Martins manchmal auf seine Hand setzen muss, um sie zu betäuben. Drei Stunden vor dem Konzert ruft er seine Ärzte an. In den Wochen und Monaten zuvor gingen sie immer wieder alle Optionen durch. "Sie sagten: Von allein wird der Schmerz nicht verschwinden. Und ich wusste: Damit kann ich nicht den Rest meines Lebens umgehen." Sie schlagen eine Operation



vor; man könne den Ellenerv durchtrennen, einen der drei Hauptnerven des Arms, der auch den Ringfinger und den kleinen Finger versorgt. Es ist der gleiche Nerv, der damals beim Fußballspielen verletzt wurde. Die Nervenenden würden dann keine Signale mehr ans Gehirn senden, der Schmerz wäre weg. Aber damit auch die Möglichkeit, mit beiden Händen Klavier zu spielen. Nun, kurz vor dem Konzert, stimmt Martins zu. Dann betritt er die Bühne.

Er führt das Klavierkonzert von Aram Chatschaturjan auf, eines sowjetisch-armenischen Komponisten. Seine linke Hand ist stark und präzise, schwierige Passagen übernimmt sie für die rechte. "Als ich den zweiten Satz spielte, habe ich geweint."

Bevor Martins die Bühne verlässt, beugt er sich zum Flügel und gibt ihm einen Kuss. "Um Danke zu sagen." Drei Tage danach wird er operiert.

Kapitel II: Der Designer

23 Jahre später zieht ein Mann einen Strich auf einem Blatt Papier. Der Bleistift fliegt von rechts nach links, aus blassen Linien werden Umriss. Ein Finger. Eine Hand. Fingerschienen. Fast immer beginnt die Arbeit von Ubiratan Bizarro Costa mit Papier. Auf dem Papier kann er seine Gedanken sehen. Manchmal, wenn ihm die Worte fehlen, zeichnet er auf, was er sagen will. Er hat ein Skizzenbuch, die meisten Seiten sind bis auf die kleinste Stelle vollgekritzelt. Karosserien, Federungen, Beinschienen. Seit einiger Zeit auch sehr viele Hände.

Bizarro lebt in der Stadt Sumaré, rund 100 Kilometer von São Paulo entfernt. Sein einst schwarzes Haar wird langsam grau, die eckige Brille sitzt meist auf der Mitte der Nase, weshalb er unbewusst einen leicht tadelnden Blick hat, als störe man ihn gerade bei der Arbeit.

Er rückt ein paar Plastikstühle zurecht in dem kleinen Raum, der eine Mischung aus Werkstatt, Atelier und Gartenhaus ist. Eine Zeichnung an der Wand zeigt Angelina Jolie, hinten auf einer Arbeitsfläche stehen Werkzeuge und Laptops, in der Ecke hängt ein Raumschiff aus "Star Wars", in der Größe eines Bernhardiners. Bizarro ist



Industriedesigner und leitet eine Designschule. Tagsüber bringt er Menschen bei, wie man Gesichter zeichnet, als wären sie fotografiert, abends tüftelt er an Produkten, designt CD-Player für Autos oder Exoskelette für gelähmte Menschen.

In der Mitte des Raums sitzen fünf Jugendliche an ramponierten Zeichentischen. Er unterrichtet gerade eine neue Designklasse. Sie kennen ihren Lehrer noch nicht gut, und Bizarro hat seinen Schülern nicht erzählt, wieso deutsche Journalisten bei ihm einfallen. "Warum interviewen sie dich?", fragt eine Schülerin. "Nun, ich habe etwas gebaut", sagt Bizarro. "Einen Handschuh. Für einen Pianisten, der nicht mehr Klavier spielen konnte."

Dass er, Ubiratan Bizarro Costa, 56 Jahre, aus Sumaré, seit knapp zwei Jahren häufig interviewt wird, von Japanerinnen, Amerikanern, Deutschen, sei ihm selbst noch unheimlich.

An einem Sonntagabend im Februar 2019 liegt Ubiratan Bizarro Costa auf dem Sofa und zappt durchs Fernsehprogramm. Er schaut meistens Sendungen über Autos oder Technik. Diesmal aber bleibt er bei einer Show namens "Fantástico" hängen. Bizarro kennt den alten Mann, der da am Flügel sitzt, João Carlos Martins. Fast nur mit Daumen und Zeigefingern spielt er die "Träumerei" von Robert Schumann. Dann erzählt Martins seine Geschichte, und Bizarro lauscht ihm gebannt. Der Pianist schildert, was passierte, nachdem die Operateure den Nerv seiner rechten Hand durchtrennt hatten. Wie er noch einige Jahre einhändig mit der linken spielte. In dieser Zeit trieb Martins die Hand so hart an, dass die Bewegungsstörung, mit der er früher schon gekämpft hatte, immer schlimmer wurde. Als die Hand bei einem Konzert anschwell und pochte, war Schluss: Martins gab seine Karriere als Pianist auf. Er tauschte den Flügel gegen den Taktstock, wurde Dirigent und gründete das Orquestra Bachiana Filarmônica, mit dem er Hunderte Konzerte in Südamerika und den USA spielte. Seit mehr als 20 Jahren, sagt er am Ende der Show, habe er am Klavier kein Konzert mehr mit beiden Händen gegeben.



Bizarros Mitgefühl ist geweckt. Und sein Ehrgeiz. "Wenn ich nur etwas tun könnte", habe er zu seiner Frau gesagt, aber die habe gar nicht mehr hingehört: Es sei schließlich nicht sein erster verrückter Einfall gewesen.

Am nächsten Morgen fängt Ubiratan Bizarro Costa an zu zeichnen. Weil er nicht weiß, welches Problem die Hände haben, durchforstet er mehr als 15 Youtube-Clips von Martins. Bis er einen findet, den er wieder und wieder anschaut. "Seine Hände sind geschlossen, wenn er spielt. Also war das meine Grundposition." Seine erste Idee: Ein Handschuh mit langen Stäben, die anstelle der Finger die Tasten drücken. Wochenlang arbeitet er nur an diesem Projekt. Er zeichnet, schraubt, schneidet, druckt im 3-D-Drucker. Als er fertig ist, hat Bizarro einen Handschuh vor sich, der aussieht wie die Klauen von Wolverine aus dem Film "X-Men". "Es war als kleines Geschenk gedacht. Etwas, mit dem er an den Wochenenden spielen konnte, aus Spaß. Um ihn aufzuheitern."

Er versucht, Martins zu erreichen, schreibt E-Mails, kommentiert Instagram-Posts: keine Antwort. Bizarro legt den Handschuh ins Regal.

Einige Monate später, im Juli 2019, dirigiert Martins ein Open-Air Konzert-in Sumaré. Kurz vor Beginn steht Bizarro auf dem Marktplatz, ein Holzkästchen unter dem Arm, und klopft an den Backstage-Eingang, er habe ein Geschenk für den Maestro, ob er es hier abgeben könne? Der Sicherheitsmann führt Bizarro tatsächlich in die Garderobe von Martins. "Da waren ein Haufen Menschen, die alle etwas von ihm wollten. Der Manager sagte, ich hätte fünf Minuten, also kam ich gleich zum Thema. 'Ich habe hier etwas, das Ihren Händen helfen könnte', sagte ich und fing an zu erklären". Als Bizarro dem Musiker die Handschuhe zeigt, habe der irritiert gewirkt. Damit könne er eher boxen, als Klavier spielen, scherzt Martins. Weil es kein Klavier gibt, klimpert er auf einem Stuhl herum. Er fragt Bizarro nach seiner Telefonnummer. Er werde sich melden.

"Ich dachte, das wäre das Ende der Geschichte", sagt Bizarro. "Ich hatte ihm das Kästchen gegeben, mein Ziel war erreicht. Vier Tage später rief Martins an. Ich dachte, er wolle sich nur bedanken. Aber er sagte: 'Komm zu mir nach Hause, wir



essen zu Mittag, und ich erkläre dir die Sache mit meinen Händen.' Ab da wurde es kompliziert."

Sie essen Fisch, während Martins zu erzählen beginnt. Die Handschuhe mit den Krallen seien eine wunderbare Geste, sagt er, aber er wolle mit seinen eigenen Händen spielen. Nur die Hände wollen nicht. Die beiden Männer gehen an den Flügel, und Martins erklärt die Probleme jedes einzelnen Fingers. Manche sind steif, andere rollen sich ein. Einige Muskeln sind atrophiert, ein Nerv ist durchtrennt. Das Hauptproblem: Wenn er die Finger runterdrückt, kann er sie nicht mehr hochziehen. Sie bleiben zur Faust geschlossen. Deshalb spiele er hauptsächlich nur mit zwei Daumen und den Fingerknöcheln. "Ich dachte, seine Hände wären immer geschlossen", sagt Bizarro. "Aber nein, er konnte sie öffnen. Er hatte nur nicht die Kraft dazu."

Der Maestro habe gesagt: Schau, was du machen kannst.

Der Designer habe gedacht: So gut wie unmöglich.

Als Bizarro wieder zu Hause ist, rattert sein Kopf. Er recherchiert zu robotischen Prothesen, verwirft die Idee wieder: Die Patienten hatten keine Hand mehr, brauchten also einen Ersatz. Martins hat seine Hände noch. "Ich dachte: Du bist doch verrückt, wo hast du dich da reingeritten? Hände sind unfassbar komplex. Und dann auch noch die Hände eines Pianisten!"

Er saß an seinem Schreibtisch, erzählt er, und habe nach oben geschaut. Dort, auf dem Regal, stehen kleine Modelle von VW Käfern und Formel-1-Wagen, Bussen und Raumschiffen, es gleicht dem überfüllten Parkplatz einer Automesse. Bizarro ist ein Autofanatiker. Als Kind bastelte er sie aus Pappe, als Erwachsener schweißt er Autos gleich selbst zusammen. Stundenlang wühlt sich der Formel-1-Fan durch Fahrzeugforen. So kommt er auf die Idee mit den Federn.

Jedes Fahrzeug, ob Truck oder Rennwagen, hat eine Aufhängung, die den Wagen mit den Rädern verbindet. Federungen sorgen dafür, dass das Auto auf einer holprigen Straße nicht zu sehr erschüttert wird. "Sie unterstützen die Balance", sagt Bizarro. Manche Lkw haben Federungen aus mehreren gestapelten Metallbändern,



sogenannte Blattfedern. Derartige Blätter, so dachte Bizarro, könnte man auch als Schienen für einen Handschuh nutzen. "Sie würden die meisten Probleme lösen: Sie halten die Finger in einer Position, aber sind verbiegbare. Wenn sich die Hand schließt, zieht die Federung sie wieder auf. Alles, was der Maestro braucht."

Vom Unterrichtsraum geht Bizarro nach hinten in seine Werkstatt.

Brasilianische Folkmusik dröhnt aus einem Radio, auf dem Arbeitstisch aus Spanplatten stehen Monitore, zwei 3-D-Drucker, Werkzeugkästen. "Schritt eins ist das Zeichnen auf dem Papier. Schritt zwei ist das Design im Computer", sagt Bizarro und öffnet auf dem Laptop einen Ordner: "Mão Pianista", "Pianistenhand". Er klickt auf eine Datei. Auf dem Bildschirm zeigen sich schwarze und weiße Objekte: Helle Einzelteile leuchten vor dem dunklen Hintergrund auf, Stäbe, Platten, Halterungen, es sieht aus wie eine geröntgte Bauanleitung von Ikea.

Bizarro zoomt raus. Je höher die virtuelle Kamera steigt, desto mehr Teile zeigt sie, hintereinander aufgereiht wie eine Straße. Sie zeigen die Evolution der Handschuhe. Ein Teil druckt er aus, eine Verbindungsplatte für den Handrücken. Bevor es in Druck geht, zeigt das Programm die Maße und Parameter: Welches Material (ABS-Kunststoff), wie viel davon verbraucht wird (6,43 m), wie lang der Druck dauert (1 h 45 min) und wie schwer die Platte wird (17 g). Bizarro kopiert die Datei auf eine Speicherkarte und steckt sie in den 3-D-Drucker. Das Plastik erhitzt sich auf 230 Grad Celsius und fließt durch eine Leitung in den Druckkopf. Die Spritze zuckt über die heiße Druckfläche, arbeitet sich von außen nach innen. Schicht für Schicht schließt der Kunststoff die Lücken und türmt sich zu einer Platte.

Anfangs, erzählt Bizarro, druckte er immer wieder Teile, fügte sie zusammen und testete sie an seiner eigenen Hand. Nach rund zwei Wochen hatte er ein Modell, das er Martins präsentieren konnte. Er nennt sie "luvas extensoras biônicas": bionische Streckhandschuhe.

Bizarro demonstriert seine Erfindung, streift einen Handschuh über. Der besteht aus neun Komponenten und ist rein mechanisch. Als Stoff nutzt er Neopren, das sich an die Haut schmiegt. Von einer Platte auf dem Handrücken gehen vier Federschienen



aus, eine für jeden Finger außer dem Daumen. Will man die Hand zur Faust schließen, spannen sich die Federn. Löst man den Druck, werden die Finger wieder nach oben gezogen.

"Keiner von uns wusste, ob die Idee der Handschuhe funktionieren würde", sagt er. Es sei wie eine stille Wette gewesen, mit einem Risiko: "Ich gab ihm Hoffnung. Wenn ich es nicht schaffen würde, könnte ich ihm nicht mehr unter die Augen treten."

Kapitel III: Das Konzert

Aus Martins' Wohnung im elften Stock schallen donnernde Akkorde bis auf die Straße hinunter. Um 15 Uhr, ein paar Stunden vor dem Konzert, ist der Maestro noch im Schlafanzug. Sein Haar ist zerzaust, als sei er gerade aufgestanden, was irgendwie stimmt, denn Martins hat bislang tatsächlich nichts anderes gemacht, als morgens um acht an den Flügel zu schlurfen und zu üben. Die Melodie ballert er mit dem Daumen in die Tasten, sein Körper zittert beim Crescendo, vor dem letzten Akkord hüpfte er kurz auf und wuchtet die letzte Noten ins Klavier. Später am Abend wird er sein Orchester dirigieren und im Anschluss einige Klavierstücke und Begleitungen spielen. Seine Frau flüstert: Er ist nervös.

Eigentlich lässt Martins am Tag eines Konzerts keine Interviews zu, keinen Besuch. Heute aber empfängt er Ubiratan Bizarro Costa, er hat ihn zum Konzert eingeladen.

"Oi Ubiratan!", ruft Martins und winkt vom Klavier zur Tür.

"Tudo bem, maestro?", fragt Bizarro zurück, alles gut?

Sie gehen zum Flügel. Martins zieht die Handschuhe aus und legt sie neben das Notenbrett. Er spielt ein paar Läufe und Akkorde, seine Augenbrauen ziehen sich zusammen, er grummelt dabei wie ein Kaffeekocher. Bizarro lehnt sich rechts an den Flügel, seine Augen verfolgen die Finger.

"Wieso spielen Sie ohne Handschuhe? Sind die Finger stabiler geworden?"



"Sie bleiben kurz rund, wenn ich sie ausziehe. Aber nur zehn, fünfzehn Minuten.

"Interessant!"

Am Anfang hätten beide nicht gedacht, dass dieses Projekt je funktionieren würde. Doch als Bizarro einen Monat nach ihrem ersten Treffen zu Martins kommt, ändert er seine Meinung. Damals sitzt der Pianist am Flügel, in kurzer Sporthose, und zieht sich die Handschuhe über. Zuerst benutzt er noch seine Daumen, wie er es gewohnt ist. Dann kommen weitere Finger hinzu. Martins erkundet die Klaviatur, als würde er nach einer langen Reise wieder nach Hause kommen. Er tastet sich langsam vor, setzt zu Fingerübungen an, spielt Präludien, er macht Fehler, probiert etwas Neues.

Bizarro: "Er spielte, spielte, spielte. Er hörte gar nicht mehr auf."

Martins: "Ich konnte wieder Chopins Nocturnes spielen. Beethoven, Mozart, Bach. Da merkte ich: Hier passiert etwas."

Bizarro: "Er wirkte dabei nicht emotional oder überwältigt. Eher verwundert. Als könnte er es nicht fassen."

Martins: "Später habe ich geweint. 22 Jahre war es fort. Sie können sich nicht vorstellen, wie das ist."

Seitdem fährt Bizarro alle paar Wochen nach São Paulo und justiert die Handschuhe. Er zieht Schrauben nach, ersetzt Klettverschlüsse. Martins wiederum lädt ihn zu Konzerten und zum Mittagessen ein. Sie reden, wie es den Händen geht und wie sie den Handschuh effektiver, gemütlicher, leichter machen können. Gerade überlegen sie, ob es möglich ist, die alte Schnelligkeit von Martins zurückzuholen.

Auch wenn der eine dem anderen eines der wertvollsten Geschenke gemacht hat, wirkt die Beziehung dieser beiden Männer professionell. Bizarro nennt Martins nur "Maestro". Martins nennt Bizarro nur Ubiratan, nicht bei seinem Spitznamen "Bira". Fragt man die beiden getrennt, was sie voneinander halten, sagt Bizarro: "Für mich spielt es keine Rolle, dass der Maestro prominent ist. Manchmal vergesse ich es sogar.



Wir reden wie Freunde." Und Martins sagt: "Ubiratan kam als Profi zu mir. Und dann wurde er mein Bruder. Mehr habe ich nicht zu sagen."

Die Handschuhe geben Martins etwas, von dem er dachte, er habe es verloren: Sicherheit. Sie sind wie der Gehstock eines alten Mannes. Doch wie ein Gehstock einen Greis nicht wieder rennen lässt, können die Handschuhe Martins nicht so spielen lassen wie früher. Er müsse wieder von vorn anfangen, wie ein Achtjähriger. Viele der Stücke, die er gerade übt, traue er sich nicht, vor Publikum zu spielen. "Ich habe höchstens 20 Prozent meiner Fähigkeiten", sagt er. "Wenn ich eine falsche Note spiele, dann ...", Martins klappt seinen Arm an den Körper, als sei er angenagelt. "Aber wenigstens kann ich wieder alle zehn Finger nutzen!"

Er trägt die Handschuhe Tag und Nacht wie einen Talisman. Mittags kann er zum Essen das Besteck greifen. Nachts im Bett kann er seine Frau im Arm halten, ohne dass seine Hände im Schlaf krampfen und sich in ihre Schulter bohren. "Ich kann nicht mehr ohne die Handschuhe leben", sagt Martins. "Aber sie sind nicht die finale Lösung für mich." Seit kurzer Zeit versucht er, wieder mehr ohne sie zu üben. Er hofft, dass er noch so lange lebt, bis die Medizin ihn heilen kann. "Die Chancen stehen vielleicht bei fünf Prozent. Aber wenn ich nicht an diese fünf Prozent glaube, dann kann ich auch gleich in den Ruhestand gehen."

Zwei Stunden später, um 17 Uhr, schlängelt sich Martins' weißer SUV durch den dichten Abendverkehr, fährt schließlich in die Tiefgarage des Teatro do Sesi.

"Olá, maestro", sagt eine Sicherheitsbeamtin und hält entschuldigend ein Infrarot-Thermometer hoch.

"39!", ruft Martins und grinst, bevor sie die Temperatur ablesen kann.

Während sein Fahrer einen Parkplatz sucht, starrt Martins auf seine linke Hand. Er öffnet und schließt sie, streicht mit dem Finger über den Handrücken. Wie fühlt sie sich an, Maestro? "Müde. Ich weiß nicht, ob ich heute Abend spielen kann."



Er geht durch den Künstlereingang und wankt die engen Treppen runter. Den Musikern und Sicherheitsleuten gibt er im Vorbeigehen die Faust. Sein Assistent hält ihm die Tür zur Garderobe auf, und Martins lässt sich auf die schwarze Liege fallen.

Seit seinem 18. Lebensjahr habe er rund 2000 Konzerte als Pianist gegeben, erzählt Martins, und vor jedem habe er Angst gehabt. Er ist nervös. Bis er sich ans Klavier setzt und das Publikum sieht. "Dann fühlte ich mich wie ein König." Ganz auf diese Wirkung verlässt er sich aber nicht. Martins sagt, er vertraue auf Gott, trage aber, etwas abergläubisch, trotzdem zu jedem Konzert blaue Unterwäsche. Er lacht, zieht seinen Pulli hoch und zeigt einen Zipfel seiner Unterhose: taubenblau.

Spricht man mit ihm über sein Leben, scheint die größte Fähigkeit dieses Mannes nicht die Musik zu sein, sondern dass er bei allem, was passiert ist, nicht wütend wirkt. Das Klavier, das er seine "alte Gefährtin" nennt, habe er nie gehasst, nicht seine Ärzte, auch nicht Gott. Nur manchmal, wenn er andere Pianisten sehe, die nicht gut, aber ohne Probleme spielen können, komme die Frustration.

Ist es Liebe oder Verzweiflung, die ihn immer wieder ans Klavier treibt? Martins antwortet: beides. "Es ist die zwanghafte und kranke Suche nach einem Traum. Später siehst du, dass der Traum unmöglich ist."

Der Traum, durch Hämmer und Saiten mehr zu schaffen als nur schwingende Luftmoleküle, die aufs Trommelfell treffen. Vielmehr etwas, das die Seele berührt.

Um 20:15 Uhr klopft Gel Silva, der Assistent von Martins, an die Tür der Garderobe, öffnet sie einen Spalt. Das Neonlicht des Korridors sticht in das Dunkel der Kammer.

"Ich bin es, Maestro", flüstert Silva.

"Wie spät ist es?", murmelt Martins.

"Noch 15 Minuten."

Silva schaltet das Licht ein und greift dem alten Mann unter die Arme, der sich ächzend aus der Liege hochstemmt. Er streicht sich die Falten aus dem Hemd und hebt die Hände. Silva schnallt ihm den Kummerbund um den Bauch und bindet Martins



eine blütenweiße Fliege um. "Wissen Sie, es gibt zwei Dinge, um die ich mich wirklich kümmern: meine Musik und meine Haare!", sagt Martins lachend zu seinem Spiegelbild und kämmt sein Haar straff zurück. Haarspray, um die Seiten zu fixieren, zwei Spritzer Parfüm, dann schlüpft er in den Frack.

20:20 Uhr. Eine blecherne Sirene gellt. Martins geht den kahlen Korridor entlang. Vorbei an der Garderobe einer Sängerin, die Übungen macht und wie eine Ente schnattert. Vor ihrer Tür witzeln noch drei Geiger und eilen die Treppen rauf, als der Konzertmeister in die Hände klatscht und sie auf die Bühne scheucht, vai, vai, vai!

20:25 Uhr. Martins stapft schwerfällig durch das enge Treppenhaus. Trompeten und Hörner erklingen, das Orchester stimmt die Instrumente. Oben wartet der Vertreter einer wichtigen Bank, er will ein Selfie. Martins grinst in die Kamera und reckt den Daumen. Mit Klebeband rupft der Assistent Fusseln von Martins' Schultern. Der lässt sich an der Seite neben der Bühne auf einen Stuhl fallen. Silva zieht die Klettverschlüsse der Handschuhe fest wie ein Coach vor dem Boxkampf.

"Um minuto", brüllt der Inspizient und bittet um Ruhe.

Eigentlich bietet der Konzertsaal des Teatro do Sesi Platz für 476 Gäste. Heute spielen der Maestro und sein Orchester nur für ein gesichtsloses Publikum auf Instagram und neun Menschen, die so verstreut im Saal sitzen, als hätten sie sich in die Aufführung verirrt – Techniker und PR-Leute, Familie und der Mann, der Martins zurück ans Klavier begleitet hat: Ubiratan Bizarro Costa. Zwischen ihnen ragt ein Bildschirm auf, zur Bühne gerichtet, der den Livestream auf Instagram zeigt. Eine Kamera schwebt an einem langen Gestell umher wie eine Giraffe, die sich nach Baumkronen reckt.

"Ich gehe immer im Rhythmus des ersten Stücks auf die Bühne", flüstert Martins. Der Inspizient zählt die Sekunden runter, "cinco, quatro, três, dois, um", und zeigt auf Martins, Daumen hoch. Als er auf die Bühne schreitet, stampft der Konzertmeister auf den Boden, und das Orchester erhebt sich in einer fließenden Bewegung.



Der Maestro schaut ins Dunkle, dorthin, wo das Publikum säße. Statt Applaus begrüßen ihn nur Herz-Emojis auf dem Bildschirm. Er verbeugt sich tief, und für einen kurzen Moment sieht es aus, als würde sich der alte Mann vor sich selbst verneigen.

Er steigt aufs Dirigentenpodest. Einen Taktstock benutzt Martins nicht, er kann ihn nicht halten. Sie spielen Bach, Mozart, eine halbe Stunde lang, bis der Moment kommt, den der Pianist fürchtet, seit er ein junger Mann war. Er geht zum Flügel und setzt sich auf den Rand des Klavierhockers. Der Konzertmeister, der ihn am Dirigierpult vertritt, schaut ihn an. Als sich beide zunicken, streicht der Dirigent mit der Hand durch die Luft, die Flöten hauchen eine zarte Melodie. Und João Carlos Martins beginnt zu spielen.